

Christine Lavant

Das
Wechselbälgchen

Erzählung

OTTO MÜLLER VERLAG

Er müsse alle unehelich geborenen Mädchen auf den Namen Zitha taufen, meint der Pfarrer, – so wie die letzte „verräterische“ Kaiserin hieß. Auch das Mädchen der Magd Wrga kommt so zu seinem Namen. Zitha ist ein behindertes Kind; es nimmt unmittelbar wahr, und an seinen Reaktionen werden Zärtlichkeiten und Grausamkeiten ihm gegenüber schnell offenbar.

Die Umgebung, in der es aufwächst, ist von strengen Moralvorstellungen, von Glauben und Aberglauben geprägt. Lenz, der Knecht, der es für seine Vorbestimmung hält, Wrga zu heiraten, ist ein abergläubischer Mensch. Er nennt Zitha abschätzig Wechselbalg, da er glaubt, das Kind sei von einem „alten Wechselbalg“ gegen das schönere Menschenkind ausgetauscht worden. In ihrem naiven Glauben an das Recht der bestehenden bäuerlichen Gesellschaftsordnung fügt sich die Mutter willig allem Elend; sie begreift aber instinktiv die Gewalttätigkeit aller Maßnahmen und Forderungen, die das Kind betreffen. Daher stellt sie sich schützend vor Zitha und gibt ihr damit Kraft.

OTTO MÜLLER VERLAG

Christine Lavant
Das Wechselbälgchen

Das
Wechselbälgchen

Manuskript von
Christine Lavant
aus dem Nachlass von Christian A. Schneider

BRUNNEN
VERLAG

2671/III - 2228



Christine Lavant

Das Wechselbälgchen

Herausgegeben und mit
einem Nachwort versehen von
Annette Steinsiek und Ursula A. Schneider

UB Innsbruck



+C73672505

OTTO MÜLLER VERLAG

Das Wechselbälgchen

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Lavant, Christine:
Das Wechselbälgchen / Christine Lavant. Hrsg. und mit einem
Nachw. von Annette Steinsiek und Ursula A. Schneider. -
Salzburg ; Wien : Müller, 1998
ISBN 3-7013-0983-3

ISBN 3-7013-0983-3
© 1998 OTTO MÜLLER VERLAG SALZBURG-WIEN
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Leo Fellinger
Satz: Fotosatz Rizner, Salzburg
Druck: Druckerei Ueberreuter, Korneuburg

INHALT

Das Wechselbälgchen	7
Glossar	98
Die wechselvolle Geschichte eines Textes ..	104
Material und editorische Entscheidungen ..	110
Zur Textkonstituierung	113
Nachwort	116
Bibliographie	124

Glossar

Hier findet man Worterklärungen zu dialektalen Ausdrücken, Sacherläuterungen zu verlorengegangenem Wissen aus der bäuerlichen Lebenswelt, Erläuterungen zu Motiven aus der Sagenwelt Kärntens sowie kurze Hinweise auf soziale und historische Gegebenheiten, auf die im Text Bezug genommen wird. Das Glossar will Leserinnen und Lesern, die aus anderen zeitlichen, sozialen oder geographischen Zusammenhängen als die Autorin stammen, das Textverständnis erleichtern.

Die hier nicht erläuterten, zunächst fremd erscheinenden Worte und Ausdrücke klären sich im Verlauf des Textes.

alser Kranker: verschriftlichter Dialekt; zurückgehend auf: „als ein Kranker“; Formulierungen dieser Art werden immer mit einem substantivisch verwendeten Adjektiv und in der männlichen Form verwendet („alser B'soffener“, „alser Nackerter“).

aufgelegt: offensichtlich, aufgedeckt

Austragstube: siehe „im Auszug sein“

Auszehrung: Schwindsucht, Lungentuberkulose (die „Armeleutekrankheit“)

aufziegeln: aufzügeln, aufziehen

im Auszug sein: im Ausgedinge sein, im Altenteil sein: rechtlich gesicherte Leistungen auf Lebenszeit an den Bauern, der seinen Hof dem Nachfolger übergibt (Wohnung (= die Austragstube), Naturalleistungen). Das Ausgedinge gilt auch für die Frau des Bauern, oder etwa auch für seine unverheiratete Schwester.

Dirn: Magd

Feidel: (auch: Feitel) Messer

ferten: voriges Jahr

Funzen (Sg. wie Pl.): eingebildete Frau meist höheren oder gebildeteren Standes

gläserne Grenzberge: Hier verbindet sich das in der Märchen- und Sagenwelt verbreitete Motiv des gläsernen Berges mit dem Hinweis auf den Gebirgszug der Karawanken, der die (Sprach-)Grenze Kärntens zu Slowenien und Italien bildet. – Die Grenzlage Kärntens hat zu gegenseitigem Austausch und zur „Übernahme von Sagengestalten und den damit verbundenen Glaubensvorstellungen geführt. Die Wilden Leute und insbesondere die Saligen Frauen (žalik žene) [...] gehören dazu. Umgekehrt sind die Vilen und Rojenice aus der slowenischen Überlieferung eingewandert.“ (Petzoldt 1993, 8)

Gotel-Mutter, Gotel: Patin (Tauf- oder Firmpatin; Pate: Göt)

Häfen (der Häfen, Pl.: die Häfen): größeres Kochgefäß aus Metall mit Henkeln

harb: zornig, vergrämt, beleidigt

Hascherl: armes Geschöpf

hausen: (auch) toben, sich ungebärdig aufführen

Hube: kleine Landwirtschaft

Knäser: (auch: Knesl) Knirps, lebhaftes Kind

Kuchel: Küche

Lenz: Kurzform von Lorenz

Leutstube: Stube (Aufenthaltsraum) für die „Leut“ (= Gesinde, = Dienstboten)

Lotter: Tunichtgut, oft im scherzhaften Sinne

Pfödl-Binter: verschriftlichter Dialekt; Faßbinder (?)

Plona: Appolonia

Riesel: Röteln (Kinderkrankheit)

Rupfen, der: grobes (Leinen-)Gewebe

Saukaschpel: Futtertrank für die Schweine; er enthielt Abwaschwasser, Lebensmittelreste und z. T. Abfallkörner und wurde vor der Fütterung zu einem Brei aufgekocht.

Schelchzähne: unförmiges Gebiß, von schelch: schief oder schräge

Scherben: (auch) Geschirr oder auch Gefäß aus Porzellan oder Steingut

Schwund: vermutlich Symptome der (Knochen-)Tuberkulose (vgl. auch „Auszehrung“); oft auch unspezifische Krankheitsbezeichnung. Das „Gliederreißen“ oder auch das „schabende Messer“ könnten z.B. auch auf Arthritis oder Rheumaerkrankungen hinweisen.

Thomasnacht: bezieht sich auf Thomas, einen Jünger Jesu („ungläubiger Thomas“), Heiliger. Mit dem (ursprünglichen) Thomas-Tag (21. 12., der Tag wird seit 1969 am 3. 7. gefeiert) und der Thomas-Nacht verbinden sich im Volksglauben besonders des österreichischen und süddeutschen Raumes Bräuche vorchristlichen Ursprungs (besonderes Gebäck, Schreckgestalten, Orakelbefragungen).

Truta-Mora: Nächtlicher Druckgeist (wie der Alp, die Drud (Trut), der Mahr) weiblichen Geschlechts, der nachts über eine schlafende Person kommt und auf ihrer Brust sitzt (liegt), so daß sie in Atemnot

gerät und Angst bekommt (einen Alptraum hat). Die Trut kann abgewehrt werden (z.B. durch Anbringung des Drudenfußes (Pentagramm) oder durch ein Drudenmesser). – Der Name „Truta-Mora“ ist wohl aus „Trut“ und der slawischen Bezeichnung für „Mahr“ zusammengesetzt.

Tschappel: nicht unfreundliche Bezeichnung für ein einfältiges oder geistig behindertes Kind; für Erwachsene im Sinne von „harmlos“ und „zurückgeblieben“ in Gebrauch; kann bei Erwachsenen auch liebevoll jemanden bezeichnen, der sich geirrt hat.

verräterische Königin: Zita von Bourbon-Parma, verheiratet mit Karl von Habsburg (Karl I., Kaiser von Österreich), der nach dem Tod Franz Josef I. 1916 dessen Nachfolge antrat. – Der angesprochene „Verrat“ bezieht sich wohl auf die sogenannte „Sixtus-Affäre“: Über Zita bzw. ihren Bruder Sixtus, der Offizier in der belgischen Armee war, hat Karl I. 1917 mit dem französischen Präsidenten Gespräche über einen Sonderfrieden zwischen Österreich und der Entente führen lassen. Das Deutsche Reich, der Bündnispartner Österreich-Ungarns, wurde nicht informiert. Der französische Präsident bot einen Sonderfrieden an, den Karl ablehnte. Die Verhandlungen – die trotzdem bis 1918 weitergeführt wurden – wurden als Zeichen für die zerfallende Allianz und Einsicht in die Vergeblichkeit der Kämpfe gedeutet. – Der „Verrat“ bezog sich also auf den Bündnispartner Österreich-Ungarns, das Deutsche Reich, und die gemeinsame Sache, den Ersten Weltkrieg.

Wasserschaff, das (Pl. die Wasserschaffe): breites Gefäß aus Holz (vom Faßbinder gemacht)

Wechselbalg: „Als Wechselbalg wird ein der Mutter durch ein dämonisches Wesen untergeschobener bzw. vertauschter Säugling bezeichnet, der sich durch seine Häßlichkeit, Unförmigkeit, Unersättlichkeit und Zurückbleiben in der Entwicklung auszeichnet.“ Dieses dämonische Wesen ist meist ein Wassergeist diabolischen Ursprungs. Der Wechselbalg ist freßsüchtig, lernt nicht laufen oder sprechen oder schreit ständig. Oft ist dies aber nur Verstellung. Eine Möglichkeit, sich des Wechselbalgs zu entledigen, ist, ihn ins Wasser zu werfen, wo er sich mit dem Dämon zusammentut und verschwindet, eine andere, ihn durch Tun, das ihn verwundert, zum Reden zu bringen, wieder eine andere, daß man ihn quält oder zum Lachen bringt. Man hat den Wechselbalg-Glauben durch Krankheiten wie etwa Rachitis, Kretinismus und Hydrocephalie („Wasserkopf“) zu erklären versucht. (Vgl. Petzoldt 1995, 175ff.) – Auch Bezeichnung für ein Kind mit unbekanntem (oder außerehelichem) Vater.

wilder Jäger: Der Volksglaube an den wilden Jäger bzw. die wilde Jagd war weit verbreitet. Eine Kärntner Sage berichtet von einem Burschen, der im nächtlichen Wald von der wilden Jagd überrascht wurde, sich ins Gras legte und eine Hacke zwischen die Schultern bekam. Die Hacke brachte niemand aus dem Körper, der stechende Schmerz wurde immer schlimmer. Auf Anraten des Pfarrers legte er sich

ein Jahr später wieder an die gleiche Stelle, und mit den Worten „In den morschen Stock hån i fertn mei Hackl einesteckt, hiatz nimm i's wieder zu mir!“ von Hacke und Schmerz befreit. (Vgl. Petzoldt 1993, 41, der sich auf eine Sagensammlung von 1957 bezieht.) – Das Sich-in-eine-Radspur-legen ist in verschiedenen Zusammenhängen ein weitverbreitetes Motiv.

wuzeln: (auch) drängeln, wuseln

Zitha: siehe „verräterische Königin“. Der italienische Name „Zita“ kam im Österreich auch als „Zitha“ vor.

Die wechselvolle Geschichte eines Textes

Die Erzählung *Das Wechselbälgchen* von Christine Lavant galt bis vor kurzem als verschollen. Wenn hier die verschlungenen Pfade, die dieser Text genommen hat, nachgegangen werden, so hoffen die Herausgeberinnen, daß die vielleicht erlahmenden Füße der Mitgehenden durch detektivische Freude beflügelt werden.

Detektivisch muß die Nachforschung um das *Wechselbälgchen* vor allem deshalb anmuten, weil von einer zentralen Persönlichkeit in seiner Veröffentlichungsgeschichte – und der Geschichte der frühen Veröffentlichungen und der Erzählungen Christine Lavants überhaupt – keinerlei Informationen vorliegen: Bis auf wenige bio-bibliographische Angaben liegt die Person ihres Verlegers Viktor Kubczak noch im dunkel. Es konnte leider kein Verlagsarchiv aufgefunden werden. Die verlegerischen Entscheidungen Kubczaks, die gelegentlich auch zur Verzögerung der Karriere Christine Lavants geführt haben, sind kaum zu rekonstruieren: widrige Umstände, Geldmangel, Taktieren oder Phlegma könnten gleichermaßen Gründe gewesen sein.

Der Verleger Viktor Kubczak lernte vermutlich 1945 im Haus der steiermärkischen Schriftstellerin Paula Grogger Schriften Christine Lavants (und möglicherweise auch die Dichterin persönlich) kennen. (Vgl. *Steige, steige*, 16.) Kubczak, ein geflohener Sudetendeutscher, hatte in Breslau einen Verlag gehabt (gegr. 1925 als „Ostdeutsche Verlagsanstalt“) und gründete im Juli 1947 in Stuttgart sein Unternehmen als „Brentanoverlag“ neu. Paula Grogger blieb dabei seine Autorin; der Kontakt Christine Lavants

zu dem Verleger, der auf Betreiben der mit ihr befreundeten Familie Purtscher zustande kam, wurde für sie der Schritt auf den Buchmarkt. Viktor Kubczak schätzte vor allem Christine Lavants Erzählungen, wie diese Paula Purtscher in einer Mischung aus Stolz und Ironie am 15.3.1946 berichtete: „[...] wenn Sie wüßten, wie sehr begeistert H. K. sich über meine Epik äußert. Er hat zwei Erzählungen von mir und die dritte ist unterwegs. Über eine schreibt er, daß sie ohne Beispiel in der deutschen Literatur dastünde, über die andere noch viel mehr und u.a., daß er kraft dessen von mir erwartet, daß ich einst für das deutsche Volk das sein werde, was Dostojewsky für die Russen ist.“ (In: *Steige, steige*, 18.)

Kubczak legte Christine Habernig, geborener Thonhauser, die Verwendung eines Künstlerinnennamens nahe. Sie nannte sich Christine Lavant. Wie die konkreten Vereinbarungen mit dem Verlag gewesen sind (z.B. die detaillierte Situation die Rechte an den Texten betreffend, die Frage, wie Korrekturvorgänge abliefen, etc.), läßt sich nicht sagen. Bisher konnten nur Spuren der Verlagskorrespondenz des Brentanoverlags ausgemacht werden. (Vgl. in der Verlagskorrespondenz Otto Müller Verlag, Salzburg (= OMVS), in der Sammlung Kleinmayr, Robert-Musil-Institut für Literaturforschung, Klagenfurt (= RMI) und in der Korrespondenz mit Erentraud Müller, privat.) Da es in diesen keine Hinweise auf einen Rechtsbestand gibt, könnte es sich um einen mündlichen Vertrag gehandelt haben. Vielleicht vermag der Briefwechsel Christine Lavants mit Gertrud Purtscher Auskunft zu geben. Dieses Material konnte jedoch zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht ausgewertet werden. Es konnten auch über den

„Parallelfall“ Paula Grogger keine Verlagszusancen eruiert werden; merkwürdigerweise fehlt in ihrem umfangreichen Nachlaß (Steiermärkische Landesbibliothek) die Korrespondenz mit Viktor Kubczak.

1948 erschien unter dem Namen „Lavant“ die erste selbständige Veröffentlichung: die Erzählung *Das Kind*. 1949 folgten der Gedichtband *Die unvollendete Liebe* und die Erzählung *Das Krüglein*. In letzterem steht folgende Verlagswerbung: „Andere Bücher von Christine Lavant [/] *Das Kind*. Erzählung [/] *Maria Katharina*. Erzählung [/] *Das Wechselbälgchen*. Erzählung [/] *Die Nacht an den Tag*. Gedichte [/] *Das Ringelspiel*. Erzählung [/] Brentanoverlag Stuttgart“ (o. S.). Interessanterweise wird *Die unvollendete Liebe* nicht erwähnt, dafür aber vier Bücher, die niemals erschienen sind: *Maria Katharina* wurde erst 1969 in einen Erzählband mit aufgenommen; zwei weitere galten bis vor kurzem als verschollen (*Das Wechselbälgchen*, *Das Ringelspiel*); *Die Nacht an den Tag* ist es noch heute. Grund für das Nicht-Erscheinen könnte Geldmangel gewesen sein (sicher waren es nicht die Kontrollbestimmungen im Nachkriegsdeutschland); andererseits belegt die Korrespondenz Viktor Kubczaks mit der Klagenfurter Verlegerin Edith Kleinmayr von 1951 den umständlichen Umgang mit Büchern in bezug auf Handelsbeziehungen zwischen Österreich und Deutschland nach dem Krieg. Devisenzuteilungen und Import- sowie Exportbeschränkungen machten den Vertrieb von Christine Lavants erschienenen Büchern im ‚Hauptabsatzgebiet‘ Österreich quasi unmöglich. Kleinmayr bemühte sich um Lizenzverträge für ihren Verlag, doch es wurde offenbar nichts daraus. (Vgl. Sammlung Kleinmayr, RMI.) Die Tex-

te verblieben beim Brentanoverlag; 1956 erschien bei Kubczak noch eine Erzählung Christine Lavants, *Die Rosenkugel*. In diesem Jahr brachte sie auch ihr erstes Buch in Salzburg bei Otto Müller heraus, den sie 1954 bei der Verleihung des Georg-Trakl-Preises kennengelernt hatte (den Lyrikband *Die Bettlerschale*). Der Brentanoverlag hatte den Hauptakzent auf die Erzählungen Christine Lavants gelegt, der Otto Müller Verlag sollte ihn auf die Lyrik legen. Möglicherweise bemühte Kubczak sich um eine Übernahme der Erzählungen Christine Lavants durch einen anderen Verlag. Die handschriftliche Notiz „Gryphius-Verlag“ auf dem Typoskript des *Wechselbälgchens* könnte darauf hinweisen. (Eine Anmerkung wie diese findet sich auf keinem anderen Manuskript Christine Lavants; der Gryphius-Verlag spielt in der Publikationsgeschichte von Lavant-Texten keine Rolle.)

Wieso diese Bemühungen Kubczaks, wenn sie jemals stattfanden, gescheitert sein könnten, zeigt seine Korrespondenz mit dem Otto Müller Verlag, der seit dem Tod des Gründers (1956) von dessen Tochter Erentraud Müller geleitet wurde. Am 14.10.1956 weist Christine Lavant Erentraud Müller auf Erzählungen hin, die bei Kubczak lägen: „Herr Kubczak [...] hat noch ziemlich einige ungedruckte Prosa-Manuskripte von mir – von früher her –. Herr Kubczak befindet sich in grossen Schwierigkeiten und es ist möglich dass er nichts mehr wird drucken können.“ (Verlagskorrespondenz OMVS) Sie erwähnt die Titel *Das Wechselbälgchen*, *Der Vogel Nimmerfroh* und *Das Ringelspiel*. Kubczak schrieb Erentraud Müller am 26.10.1956, daß er nur das „Gesamtwerk unserer Autorin Christine Lavant, das heisst einschliesslich der

Bestände, der vorbereiteten Buchausgaben und Manuscripte und Verlagsrechte“ verkaufen würde. Er erwähnt die gebundenen Werke *Das Krüglein*, *Die Rosenkugel*, *Die unvollendete Liebe* und *Das Kind*; in Matern (d.h. zum Druck vorbereitet) *Die Nacht an den Tag*, *Das Wechselbälgchen* und die „Jugenderzählung“ *Der Vogel Nimmerfroh und das gestohlene Kind* (diese Erzählung wird hier das erstmal erwähnt und ist bis heute nicht wieder aufgetaucht); und die „Manuscripte“ (bei denen es sich durchaus um Typoskripte handeln kann) *Das Ringelspiel* und „Ein Band Erzählungen (Umfang ca. 200 Druckseiten)“. – Neben diesen Verhandlungen ist es zu einer Übersendung des Bürstenabzuges (entspricht Druckfahnen) von *Die Nacht an den Tag* von Viktor Kubczak an Christine Lavant gekommen, da am 14. November 1956 in Innsbruck daraus gelesen werden sollte. (Vgl. *Herz*, 176f.) – Erentraud Müller sah berechnete Schwierigkeiten in der Übernahme von bereits gedruckten Werken; sie wollte das Material sehen; dazu kam es jedoch trotz weiterer Verhandlungen nie. Viktor Kubczak starb 1967. Offenbar unmittelbar nach seinem Tod bemühte sich Christine Lavant bei seiner Witwe Trude um die beim Brentanoverlag verbliebenen Materialien. Aus den Texten, die sie zu dieser Zeit zurückbekam, entstand der Band *Nell* (hg. v. Jeannie Ebner, Salzburg: Otto Müller 1969; vgl. Christine Lavant an Dr. R. Moissl, OMVS, 19.11.1971: „Als ich Ihnen d. Erzählungen für d. Band ‚Nell‘ überließ hatte ich die anderen alten noch nicht v. Brentano-Verlag zurückbekommen.“). Daß Christine Lavant ein deutliches Interesse an der Erzählung *Das Wechselbälgchen* gehabt hat, ist durch ihre weitere Bemühung darum belegt und dadurch, daß sie

Das Wechselbälgchen in der Korrespondenz mit Trude Kubczak einzeln thematisiert haben muß: „Bist Du krank oder böse auf mich, weil ich Dir nicht das Manuskript schicken konnte?“ schreibt Trude Kubczak am 7.1.1971 an die Dichterin. Dann, am 16.2.1971: „Liebe Christl, heute nach nochmaligen Suchen habe ich ‚Das Wechselbälgchen‘ gefunden u. verschiedenes andere. Ich werde es Dir sofort schicken, sobald ich von Dir eine Antwort habe.“ (Beide Karten im Nachlaß Christine Lavant, RMI.) – Christine Lavant hat diese Erzählung, noch bevor sie sie überhaupt zurückerhalten haben und erneut lesen konnte (Immerhin waren in der Zwischenzeit über 20 Jahre vergangen!), dem Otto Müller Verlag angeboten (Brief Christine Lavants mit dem Eingangsstempel 25.2.1971, OMVS): „Außerdem möchte ich Ihnen mitteilen, daß die Witwe meines deutschen Verlegers eine zwar längst schon angezeig[t]e aber nie gedruckte Erzählung v. mir endlich gefunden hat u. auch bereit ist sie mir zurückzuschicken.“ Auch wenn der Name der Erzählung nicht fällt, kann es sich nur um *Das Wechselbälgchen* handeln, schon allein deshalb, weil Christine Lavant die Titel der restlichen Texte durch das Schreiben Trude Kubczaks nicht bekannt waren. (Aus dem Brief von Richard Moissl an die Dichterin vom 18.2.1972 (OMVS) kann man immerhin schließen, daß es sich insgesamt um vier Erzählungen gehandelt haben muß.)

Im Brief vom 9.11.1971 bestätigt Richard Moissl Christine Lavant den Erhalt des „Manuskripts“ (OMVS). Das Typoskript des *Wechselbälgchens* blieb auch nach dem Tod der Autorin im Otto Müller Verlag. Welchen Weg nun die Druckfahnen vom Brentanoverlag zur Autorin nahmen

(Christine Lavant verschenkte sie; sie sind heute in Privatbesitz), kann bis jetzt nur gemutmaßt werden. Vermutlich waren sie in der ‚zweiten Lieferung‘ 1971 von Trude Kubczak an die Autorin enthalten. Nach dieser Sendung an Christine Lavant ist keine weitere belegt.

Material und editorische Entscheidungen

Wie dargestellt liegen heute von der Erzählung *Das Wechselbälgchen* zwei Fassungen vor:

a) ein Typoskript (44 S.). Das Typoskript stammt von Christine Lavant: Es wurde mit ihrer Schreibmaschine getippt, die Paginierung stammt von ihrer Hand, Korrekturen von ihrer Hand sind enthalten. Christine Lavant hat – wie auch in anderen Texten – in deutscher Handschrift korrigiert (hier: dicker Bleistift). Ihre seltenen Korrekturen betreffen inhaltliche Änderungen; sie sind jedoch nicht wirklich konsequent durchgeführt worden. Wie in allen Texten ist ihre Interpunktion nicht der Norm entsprechend und inkonsequent. Das Typoskript zeigt mehrere Korrekturvorgänge von fremden Händen:

- dokumentenechter Bleistift, in deutscher und lateinischer Schreibschrift (die meisten Korrekturen wurden mit diesem Bleistift gemacht). Dieser Bleistift ist auch für Druckangaben verwendet worden. Es handelt sich vermutlich um eine Person vom Brentanoverlag;
- härterer, dünnerer Bleistift (wenige Korrekturen);
- rote Tinte (sehr wenige Korrekturen, möglicherweise sind die Korrekturen mit roter Tinte in den Fahnen von derselben Person durchgeführt worden?).

Die Korrekturen sind in jeder Hinsicht inkonsequent. Man

kann offensichtliche Pausen oder einen Wechsel der lekturierenden Person(en) nachvollziehen: So ist anscheinend auf S. 26 (unten) des Typoskripts mit der Korrektur neu begonnen worden, denn auf S. 27 finden sich zahlreiche Korrekturen, während sich vor dem Neubeginn keine Korrekturen finden. Sowohl die Interpunktion als auch inhaltliche und grammatische Änderungen wie auch Verschreibungen sind inkonsequent korrigiert worden: so die Bezeichnung des Hundes als „Bello“ oder „Bella“, passim; die Veränderung von „trotzdem“ in „obwohl“. Einige inhaltliche Korrekturen sind völlig grundlos und absolut nicht nachzuvollziehen, so etwa die – in den Druckfahnen konsequent vorgenommene – bereits erwähnte ‚Geschlechtsumwandlung‘ des Hundes „Bella“ zu „Bello“.

b) eine Druckfahne (73 S.) des Brentanoverlags von 1948. Sie trägt eine Genehmigungsnummer der US-Militärbehörde. Die Fahnen weisen wenige nicht wesentliche Korrekturen von zwei fremden Händen auf; die Personen haben am Ende der jeweiligen Seite für ihre Korrekturen mit Initialen gezeichnet, die sich nicht eindeutig lesen lassen. Es handelt sich um die Korrektur von einzelnen Zeichen (z. T. für den Setzer).

Die (erst zu Beginn dieses Jahres aufgefundene) Druckfahne geht eindeutig auf das Typoskript zurück: Die meisten dort vorgenommenen Korrekturen – seien es die wenigen von Christine Lavant oder die häufigeren von fremder Hand – sind übernommen. Erst mit der Kenntnis dieses Zusammenhangs wird deutlich, daß es tatsächlich das vorliegende Typoskript war, das seinerzeit dem Brentanoverlag vorgelegen hat, und daß es also die Textfassung dieser Zeit bietet.

Da die Korrekturvorgänge im Typoskript inkonsequent sind, die Druckfahnen aber ein konsequentes Bild bezüglich Interpunktion und Rechtschreibung etc. bieten, könnte es sich um die zweite Fahne handeln.

Da keine Kenntnis der Abmachungen zwischen Christine Lavant und dem Brentanoverlag besteht, kann auch darüber, ob sie 1948 mit den Druckfahnen einverstanden gewesen wäre bzw. es war, nur gemutmaßt werden. Man kann davon ausgehen, daß Christine Lavant Ende 1971, als sie dem Otto Müller Verlag das Typoskript des *Wechselbälgchens* sandte, auch im Besitz der Fahnen war. Wenn sie die Fahnen gehabt und dem Verlag das Typoskript geschickt hat, wandte sie sich auch gegen die vom Brentanoverlag im Typoskript angebrachten Korrekturen. (Sie hat mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit von der Existenz der Fahnen des *Wechselbälgchens* gewußt – vgl. Viktor Kubczak an Edith Kleinmayr, 6.3.1951 (RMI); auch Viktor Kubczak an OMVS, 26.10.1956 (OMVS) –; mit beiden Verlegerinnen stand sie in so direktem Kontakt, daß sie und ihre Texte betreffende Informationen sicher weitergeleitet wurden).

Auch aufgrund verschiedener Besonderheiten in der Verlagskorrektur wurde für diese Ausgabe die editorische Entscheidung zugunsten der Typoskript-Fassung (einschließlich der Korrekturen Christine Lavants) getroffen. Die Gründe für diese Entscheidung sind folgende:

Ein wesentlicher Aspekt beruht auf der Tatsache, daß ein Text österreichischer Sprache in Deutschland korrigiert wurde. Die Veränderungen im erzählenden Text entspringen sicher einer Unkenntnis der österreichischen Sprache, zum anderen wohl auch dem Versuch, Christine Lavant

für eine bestimmte Vorstellung von literarischer Qualifiziertheit zu retten. Die österreichische Sprache wurde für nicht-textwürdig gehalten und nur als Exotismus – einzelne Worte oder die direkte Rede betreffend (vgl. z. B. „rosenkranzbeten“, „Derspartes“) – bewahrt, ansonsten anscheinend als sprachliche, vielleicht sogar literarische Ungeschicktheit empfunden.

Dabei wurde übersehen, daß Christine Lavants Literarizität eng mit der von ihr entlang den Figuren gestalteten Erzählperspektive zusammenhängt. Diese auch in erzählenden Passagen immer vorhandene Perspektive wurde durch ‚Korrekturen‘ von Austriazismen und/oder Wörtern und Ausdrücken der österreichischen Umgangssprache aufgelöst (vgl. z. B. die Streichungen des ostösterreichischen „derdenken“, die Korrektur der für die österreichische Umgangssprache typischen als/wie Vertauschung, z. B. „wie sie am Abend das Engelchen zu sich nahm“).

Die Ironie, die sich bei bewußter Verwendung von dialektalen Wendungen auf tun kann, wurde nach Einstufung dieser Wendungen als ‚falsch‘ einfach wegkorrigiert (z. B. die Streichung des ungewöhnlichen Plurals: „Dokumenten“ wurde zu ‚Dokumente‘; ebenso „uralte Rezepten“, „Sprücher und Rezepten“; „eine Furcht einflößte“ wurde so zu ‚Furcht einflößte‘). Die Standardisierung verminderte die literarische Qualität, statt sie – so sei als Motiv angenommen – zu steigern.

Zur Textkonstituierung

Die Formulierungen Christine Lavants wurden alle beibehalten, am Wortbestand wurde nichts geändert. Auch hier

muß auf die österreichische Umgangssprache (und z. T. den Dialekt) und ihre Besonderheiten verwiesen werden (vgl. z. B. „bei einem Herrentisch kann ein Dirnkind so nie essen“: „so“ = in diesem Fall: ‚sowieso‘; die oben erwähnte Verwendung von „Dokumenter“ oder „Rezepter“; Ausdrücke wie „derdenken“, „Derspartes“). – Der Entschluß zur größtmöglichen Texttreue führte dazu, daß Satzkonstruktionen belassen wurden, die von einem Lektorat in Absprache durchaus geändert hätten werden können, um des Verständnisses willen teilweise auch geändert hätten werden sollen.

In drei Fällen war ein Eingriff in den Text unumgänglich, um das Verständnis zu gewährleisten (Typoskript S. 23, 30, 43).

Ausgelassene Wörter oder Buchstaben wurden von den Herausgeberinnen in eckigen Klammern eingefügt, um den Lesefluß störende Irritationen zu beheben.

Christine Lavants Konjunktivverwendung wurde belassen, obwohl sie oft nicht den Regeln entspricht. Die Konjunktivverwendung könnte durchaus als literarisches Mittel begriffen werden.

Da Christine Lavants Interpunktion inkonsequent und fehlerhaft ist, wurde die Interpunktion neu gesetzt; dies betrifft vor allem die Beistrichsetzung – hier wurde nach heutigen Kriterien („alte Rechtschreibregeln“) vorgegangen. Beistriche wurden vor allem eingefügt, in seltenen Fällen wurden falsch gesetzte Beistriche gestrichen. Strichpunkte wurden in üblicher Verwendung eingefügt (im Typoskript gab es keine maschinschriftlichen). (Die Frage, ob sie von Christine Lavant in diesem Fall überhaupt verwendet hätten werden können, ob der Strich-

punkt auf der Schreibmaschine, auf der sie den Text schrieb, vorhanden war, konnte nicht geklärt werden. In anderen Texten verwendete sie den Strichpunkt.)

Die umgangssprachliche Verwendung des Dativs und des Akkusativs („m/n-Vertauschungen“) wurde normalisiert, da uneinheitlich verwendet und nicht als Stilmittel zu erkennen. Besonders bei den grammatischen Fällen scheint die Verwendung im Hinblick auf die österreichische Umgangssprache bzw. österreichische Dialekte typisch; generell folgt die ‚falsche‘ Verwendung der Fälle Dativ und Akkusativ dem Sprechen (man sagt in Kärnten wie auch in anderen Gebieten Österreichs durchaus ‚wir müßten ihm einmal anrufen‘, ‚erzähl keinen was davon‘). – Die in der direkten Rede auftretenden Fallverwendungen wurden beibehalten, da sie dargestelltes Sprechen sind (z. B. „Laß mich aus mit deine blöden Faxen“).

Desgleichen wurden Rechtschreibfehler korrigiert. Christine Lavants Schreibung von „darinn“, „darnach“, „erschrack“, „Taback“ – wenn auch möglicherweise für eine Phase ihres Schaffens typisch – wurde normalisiert.

Tippfehler (z. B. Buchstabenvertauschungen in Wörtern) wurden selbstverständlich korrigiert.

Uneinheitliche Schreibungen wurden gemäß einer Statistik vereinheitlicht. Komposita, die z. T. mit Bindestrich, z. T. zusammen geschrieben wurden, wurden vereinheitlicht mit Bindestrich geschrieben, da die Statistik eindeutig für die Bindestrich-Schreibung spricht (z. B. „Keuschenkinder“ (4 Nennungen) wurde zu „Keuschen-Kinder“ (15 Nennungen)). Bei Personenbezeichnungen, die Eigennamen enthalten, wurde die Mehrzahl mit Bindestrich geschrieben (z. B. „Bartl-Thoman“, „Spital-

Franz“). Im Falle des „Feidel-Peter“ spricht die Statistik dieser Wort-Nennungen zwar für „Feidelpeter“ (3:1), aber dies wurde zugunsten der Einheitlichkeit der Personenbezeichnungen zurückgestellt. Für den Bindestrich spricht aber auch nicht zuletzt die Vermutung einer inhaltlichen Konnotation. So macht z. B. die Bindestrich-Schreibung die „Beamten-Frau“ mehr zu einer Figur als zu einer bezeichneten Person oder zu einer Figur des Alltags. Die „Stiefmutter“ allerdings, die in den Spielen der Kinder vorkommt und auch uneinheitlich genannt wird (1:1), wurde zusammengeschrieben, da es sich um ein übliches Wort handelt.

Nachwort

„Napoleon“ war im Lavanttal ein Name des Alltags; die unehelich geborenen Buben einer Pfarre im unteren Lavanttal waren tatsächlich noch im 20. Jahrhundert von einem bestimmten Pfarrer nach dem französischen Kaiser getauft worden und liefen ihr Leben lang mit dessen außergewöhnlichem Vornamen – auf den Kosenamen „Poli“ gekürzt – herum. Christine Lavant soll diese Praxis immer wieder erwähnt haben (mündliche Mitteilung von Armin Wigotschnig). Ob es tatsächlich Mädchen gab, die – nach der letzten österreichischen Kaiserin – ‚Zit(h)a‘ gerufen wurden, ist nicht bekannt, doch durchaus vorstellbar. Der Name „Zitha“ – nach der „verräterischen Königin“ – läßt die erzählte Geschichte datieren: Die Geschehnisse sind von der Autorin in die Zeit der 1. (österreichischen) Republik gelegt worden; die Geschichte vom „Wechselbälgen“ spielt in einer uns fremden und zeitlich sehr

nahe liegenden Zeit; für die Autorin noch näher liegend: Wenn man als Entstehungsdatum die späten vierziger Jahre annimmt, liegen zwanzig, höchstens dreißig Jahre zwischen der Zeit, von der Christine Lavant in dieser Erzählung spricht, und jener, in der sie sie niederschrieb. Es handelt sich also durchaus nicht um eine historische Reminiscenz, sondern um eine Begebenheit, die sich in einer der Autorin – und ihrer Umgebung – sehr bekannten Lebenswelt abgespielt haben könnte.

Dafür sprechen noch andere Figuren, die offensichtlich nach realen Vorbildern geschaffen wurden, so zum Beispiel die Figur der Plona, der Tochter des Feidel-Peter, die so lange auf die Hochzeit mit ihrem Verlobten, dem Spital-Franz, warten mußte (mündliche Mitteilung von Armin Wigotschnig).

Aber auch der dargestellte bzw. durch die Wechselbälgen-Sage angedeutete Umgang mit behinderten Kindern entspricht durchaus einer zeitlich nicht allzu weit zurückliegenden sozialen Gepflogenheit.

Aber auch noch weitere Elemente im *Wechselbälgen* weisen auf die realen Hintergründe dieser Erzählung hin: die relativ konkrete und wie selbstverständliche Beschreibung der sozialen Situation und der Alltagswelt von Knechten und Mägden, die uns heute so unvorstellbar erscheint; die soziale Kluft, die zwischen Bauern und „Keuschlern“ und zwischen „Keuschlern“ (und also auch „Keuschen-Kindern“) und Mägden/Knechten (und also auch „Magd-Kindern“) bestand, war tatsächlich sehr groß und kaum zu überwinden.

In der Tat ist die dargestellte soziale Situation – mitsamt ihren Beschränkungen, Ritualen und Hierarchien – für die

meisten Menschen heute kaum mehr erfaßbar, ohne die Alltags- und Sozialgeschichtsschreibung zu Rate zu ziehen (oder ältere Menschen aus dem ländlichen Raum danach zu befragen). Die „Keusche“ als Wohnort bedeutete nicht nur ein ärmliches Haus, sondern auch die soziale Stellung seiner BewohnerInnen. Man pachtete die Keusche vom Bauern; Pachtgeld und meist auch Arbeits- und/oder Naturalleistungen waren Gegenleistungen für die gestellte Behausung. Die BewohnerInnen der Keusche erbrachten diese Leistungen und gingen daneben noch anderen Erwerbstätigkeiten nach; so waren z.B. die KeuschenbewohnerInnen auch ArbeiterInnen in der Industrie, im Bergbau, bei der Bahn etc.; die Frauen der „Keuschler“ konnten auch Heimarbeiten verrichten (so wie die Mutter der „Keuschen-Kinder“ im *Wechselbälgchen* auch als (Flick-)Schneiderin arbeitet). Vom Grad der Abhängigkeit vom Bauern, der Armut bzw. des Arbeitsumfangs unterschieden sich die BewohnerInnen der Keuschen nicht viel von den Mägden und Knechten. Es gab jedoch etwas, das für sie die hohen Belastungen – also Natural- und/oder Arbeitsleistungen neben anderweitiger Erwerbstätigkeit – rechtfertigte: die Privatheit. Die Bewohnerinnen und Bewohner der Keuschen hatten zuallererst einen privaten Wohnraum – d.h. sie schliefen nicht im durch Verschlänge voneinander und von den Tieren abgetrennten Räumen im Stall (der „Stallstube“) und mußten den Aufenthaltsraum (die „Leutstube“) nicht mit anderen teilen. Sie konnten (zumindest idealerweise) ihre privaten Verhältnisse nach ihren eigenen Vorstellungen gestalten. Sie konnten heiraten (verheiratete Mägde wurden, wie auch im *Wechselbälgchen* Wrga den Pfarrer erinnert, nicht

geduldet), eheliche Kinder großziehen (die von der Gesellschaft ganz anders als die unehelichen behandelt wurden) und brauchten keine Rücksichten auf außerfamiliäre MitbewohnerInnen ihres Lebensraumes zu nehmen. Die Ärmlichkeit der Keusche und die Belastungen, die diese Lebensform mit sich brachte, wurde auch vom Gefühl des ‚Privateigentums‘ aufgewogen: Das „fast eigene Haus“ und die Gestaltung des Wohnraums waren die Opfer wert. Inwieweit die im *Wechselbälgchen* beschriebene Situation der „Keuschler“ im soziologischen Sinne die Situation von ländlichen Arbeitern, die spezifische Übergangssituation vom agrarischen zum industriellen Arbeitsmarkt oder die Durchsetzung des (bis heute gültigen) bürgerlichen Privatheitsideals spiegelt, kann hier nicht beantwortet werden. Auch wäre die Darstellung im *Wechselbälgchen*, so einprägsam sie auch sein mag, als Basis für solche Analysen wohl zu knapp. Christine Lavant hat mit der Darstellung der Lebenswelt der „Keuschler“ die soziale Situation zur Zeit ihrer Kindheit porträtiert.

Mit dem politischen Aspekt des *Wechselbälgchens* verhält es sich ähnlich: Die vom „Duldiger-Pfarrer“ für die unehelichen Kinder gewählten Namen „Napoleon“ und „Zitha“ weisen auf die Situation dieser bereits damals versinkenden Welt im politischen Kontext der Ersten Republik hin. „Napoleon“, der „verbrecherische Kaiser“, und „Zitha“, die „verräterische Königin“ – diese abschreckenden Epitheta legen eine Interpretation der politischen Ideale des Pfarrers und mit ihm der ‚herrschenden Kaste‘ des Dorfes nahe. Napoleon muß hier wohl als jener gesehen

werden, der sich – auf „verbrecherische“ Art – Herrschaft angemäht hat und die soziale, juristische und herrschaftsmäßige Ordnung „von Gottes Gnaden“ (zumindest zeitweise) zerstörte. Und Zita gilt wohl als jene, die – durch die sogenannte „Sixtus-Affäre“ (vgl. Glossar, Stichwort „verräterische Königin“) – Österreich, Deutschland und die „Sache“ des Ersten Weltkrieges verraten haben soll. Obwohl dieser „Verrat“ im großen und ganzen nicht mit der Niederlage Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg in Verbindung gebracht wurde, scheint die Meinung, die hinter dem Namen „verräterische Königin“ steht, doch die zu sein, daß ohne die Königin noch alles beim alten – und guten – wäre. Das Bild von Zita als „nicht-Deutscher“, von der Seite des Feindes „eingehirateter“ Königin, die letztlich die Sache der „Deutschen“ verrät, scheint außerdem noch stark anzuklingen.

Das politisch vorherrschende Milieu der Ersten Republik war das der Auseinandersetzung von Austromarxismus und katholischem Konservatismus, der letztlich als Austrofaschismus 1934 gewaltsam die Oberhand behielt. Für VertreterInnen beider politischen Richtungen war die Welt, wie sie im *Wechselbälgchen* dargestellt ist und wie sie auch existierte, politisch nicht vorhanden. Sie war es nie gewesen und stellte auch jetzt für die Parteien keine Wählergruppe dar, denn sie starb aus und war, noch als es sie gab, vergessen. Deshalb blieb alles so, wie es war. An dieser Welt gingen Schulreformen, soziale Reformen und die Demokratisierung und die (versuchte) Entmachtung des katholischen Klerus in der Gesellschaft relativ spurlos vorüber.

Christine Lavant gibt im *Wechselbälgchen* keine Analyse zur politischen und sozialen Situation auf dem Lande ab.

Ihr geht es um das Erzählen einer Geschichte, die in dieser Weise ohne die sozialen und politischen Hintergründe nicht denkbar wäre. Ihr Blick auf die Mechanismen, der ihre Gestalten unterliegen, ist analysierend; deshalb betrifft ihre Analyse auch die soziale und politische Situation, in der ihre Gestalten leben. Die Kritik der Autorin tritt an keiner Stelle offen zutage. Sie liegt in der Erzählperspektive, in der Wahl der Sprache, in Empathie und Ironie. Die Einschätzung von Christine Lavants Prosa muß im Hinblick darauf neu überdacht werden.

Dieses soziale Gefüge brachte seine ganz eigenen, seine eigenartigen Formen des Denkens oder Erlebens hervor.

Die Annahme einer Welt oberhalb der Wirklichkeit diente allen; eine solche Welt gab Trost und ließ sich zur Verdrängung benutzen, sie hielt Ursachen für so manches Unerklärliche bereit und heizte zugleich die Produktion von Erklärungen an. An ihr konnte jeder teilnehmen, der in dieser Welt nichts zu sagen hatte, und jeder konnte ihr das hinzufügen, was er in dieser Welt zu sagen haben wollte. Sie stieg einfach auf und kondensierte dann wieder irgendwo. Jeder preßte ihr die seinen Bedürfnissen am nächsten liegende Ordnung ab.

So könnte man das beschreiben. Aber das reicht nicht weit genug.

Christine Lavant hat für diese Erzählung aus den Kärntner Märchen und Sagen geschöpft. Sie haben ihr vor allem dazu gedient, in der Figur des Lenz die Ebene zu gestalten, die sich, blind für alles Menschliche, eine ungeheuer simpel funktionierende Scheinwelt zurechtbastelt.

Es würde viel Platz brauchen, um alle Elemente dieser

Märchen- und Sagenwelt, aber auch die Anspielungen auf andere Riten und Mythen, auch der des Christentums, in dieser Erzählung aufzuzeigen. Das würde die Kunstfertigkeit dieser Erzählung zeigen, ist aber nicht unbedingt notwendig: Es bleibt alles für alle verständlich, es ist kein Zusatzwissen erforderlich; wenn nötig, das heißt, wenn zunächst etwas geheimnisvoll angelegt ist, reicht die Autorin entsprechende Erklärungen nach (vgl. den „lucketen Buckel“).

Daß ein Wechselbalg wörtlich zitiert wird, hilft allerdings zur Datierung der Erzählung: Nur in der Sagensammlung Grabers von 1944 (vgl. Bibliographie) ist einer der Sprüche beinahe wörtlich wiederzufinden („Ich hab deins gradelt und badelt ...“, vgl. Graber, S. 38).

Unser Bälgchen ist ein Kind, unehelich, geistig behindert, schon in seinem Gewordensein Objekt der sozialen Umstände: Die ungewollte Schwangerschaft ist das Ergebnis der Verfügungsgewalt des Bauern, die Behinderung ist zurückzuführen auf die Schmerzbe kämpfung durch Tabakkauen, die zu bekämpfenden Schmerzen rührten von der einer Dauer mißhandlung gleichkommenden Arbeit im Dienst bei den Bauern her. Die Namensgebung ist nur ein weiterer Schritt der Vereinnahmung. Von Christine Lavant wird es einerseits in dieser Objektstruktur als Spiegel gestaltet, andererseits ist dieses stumme und geheimnisvolle Wesen Träger eines menschlichen Potentials, das nicht so leicht offensichtlich ist. Damit Lenz etwas davon sehen kann, muß das Bälgchen sterben – ein Happy-End?

Das ist der Reiz an Christine Lavants Texten: da wird entlarvt – und doch bleibt das große menschliche Geheimnis.

An Lenz wird deutlich gemacht, wie schwer es ist, Lebens- und Gedankenwelt voneinander zu trennen. Er scheint zwar an seine ganzen Erklärungen selbst zu glauben, andererseits wird auch deutlich, daß sie materiellen Erwägungen dienen. Er ist nicht nur als fanatischer Schatzsucher, er ist auch als Neider und Karrierist gezeichnet. Und Lenz' Wechselbälgchen-Theorie hat auch den Vorteil, eine leidige Esserin mehr loszuwerden.

Auch auf der Ebene der Szenerie bleibt die Spannung zwischen der Rückführung auf eine natürliche Erklärung und dem Geheimnisvollen. Der Vogel, der über den Bach schreit, ist zunächst wie eine mythische Requisite als zu deutendes Zeichen angelegt – und ist Lenz mit seinem fatalen Lockruf. Wenn auch auf eine ‚natürliche Ursache‘ zurückgeführt, behält der Vogelschrei die Magie, bringt dieser Schrei die Stille zum Klingen, rauscht der Bach unaufhaltsam in der erstarrten Umwelt.

Es scheint ein Spiel mit verschiedenen Ebenen der Wirklichkeit zu sein, die aufeinandertreffen und sich aneinander zeigen und sich aneinander auflösen.

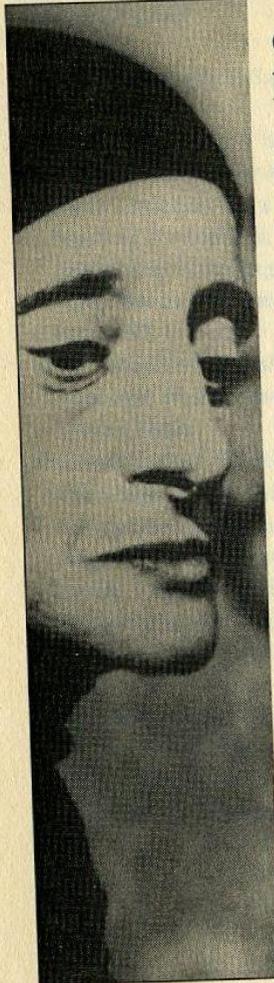
Die Prosa Christine Lavants ist nicht zuletzt durch ihre Erzählperspektive ausgezeichnet.

Die darstellende Perspektive und die Nachempfindung der Perspektive einer Figur/Person sind oft ineingesetzt.

In einer beinahe kubistischen Betrachtung wird z.B. die Situation, als Lenz Magdalena das Teufelspüppchen und Pfefferbüchchen aus der Hand schlägt, von verschiedenen Seiten, aus der Perspektive der beteiligten Personen eben, beleuchtet. Die Erzählperspektive bei Christine Lavant wäre ebenfalls eine eigene Untersuchung wert.

Bibliographie

- Graber, Georg (Hg.): Sagen und Märchen aus Kärnten. Graz 1935.
- Graber, Georg (Hg.): Sagen aus Kärnten. Graz 1944 (= Deutsches Ahnenerbe, Reihe C, Band 10).
- Lavant, Christine: Herz auf dem Sprung. Die Briefe an Ingeborg Teuffenbach. Im Auftrag des Brenner-Archivs (Innsbruck) herausgegeben und mit Erläuterungen und einem Nachwort versehen von Annette Steinsiek. Salzburg 1997. (= *Herz*)
- Lexner, Matthias: Kärntisches Wörterbuch. Mit einem Anhang: Weihnachts-Spiele und Lieder aus Kärnten. Leipzig 1862.
- Österreichisches Wörterbuch. Neubearbeitung auf der Grundlage des amtlichen Regelwerks. Hg. im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht und kulturelle Angelegenheiten. Wien ³⁸1997.
- Petzoldt, Leander: Kleines Lexikon der Dämonen und Elementargeister. München 1995.
- Petzoldt, Leander (Hg.): Sagen aus Kärnten. München 1993.
- Pohl, Heinz-Dieter: Kleine Kärntner Mundartkunde mit Wörterbuch. Klagenfurt 1989.
- Steige, steige, verwunschene Kraft. Erinnerungen an Christine Lavant. Wolfsberg ²1991. (= *Steige, steige*)



CHRISTINE LAVANT

Die Bettlerschale

Gedichte

176 S., 6. Aufl. geb.
öS 248,-/DM 36,-/sFr 37,20

Spindel im Mond

Gedichte

160 S., 5. Aufl., geb.
öS 220,-/DM 31,50/sFr 32,70

Der Pfauenschrei

Gedichte

100 S., 4. Aufl., geb.
öS 198,-/DM 29,80/sFr 31,-

Gedichte

Kassette mit drei Bänden
(Die Bettlerschale, Spindel
im Mond, Der Pfauenschrei)
öS 560,-/DM 80,-/sFr 81,90

Kunst wie meine ist nur verstümmeltes Leben

Nachgelassene und verstreut veröffentlichte
Gedichte – Prosa – Briefe
Hg. von Johann Strutz und Armin Wigotschnig

280 S., geb.
öS 298,-/DM 42,80/sFr 44,10

Nell

Vier Erzählungen

228 S., geb.
öS 210,-/DM 29,80/sFr 31,-

Die Schöne im Mohnkleid

Kostbarer Fund im Nachlaß
Hg. und mit einem Nachwort von Annette Steinsiek

128 S., geb.
öS 198,-/DM 29,80/sFr 29,80

Herz auf dem Sprung

Die Briefe an Ingeborg Teuffenbach
Hg. und mit einem Nachwort von Annette Steinsiek

212 S., geb.
öS 248,-/DM 34,80/sFr 33,10

OTTO MÜLLER VERLAG



Christine Lavant, geboren 1915 in St. Stefan im Lavanttal, Kärnten, als neuntes Kind einer Bergarbeiterfamilie, lebte mit Ausnahme von zwei Jahren im Geburtsort. 1939 heiratete sie den Maler Josef Habernig. Sie erhielt zahlreiche Preise, u. a. den Georg-Trakl-Preis und den Großen Staatspreis für Literatur. Das Werk der 1973 verstorbenen Autorin ist im Otto Müller Verlag veröffentlicht.

Ursula A. Schneider (geb. 1966 in Wien), Annette Steinsiek (geb. 1964 in Gütersloh), Literaturwissenschaftlerinnen. Sie sind mit der Herausgabe der Kritischen Christine-Lavant-Gesamtausgabe betraut, die derzeit im Robert-Musil-Institut für Literaturforschung, Klagenfurt, in Zusammenarbeit mit dem Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Innsbruck, in Arbeit ist und im Otto Müller Verlag erscheinen wird.

Christine Lavants Erzählung über ein behindertes, uneheliches Kind und seine in Glauben und Aberglauben erstarrte ländliche Umgebung war bereits 1948 für eine Publikation vorgesehen, die allerdings nicht zustande kam. Hiermit kann dieses bewegende Prosastück, erzählt in poetischer Sprache und aus eigenwilliger Perspektive, nun endlich gelesen werden.

ISBN 3-7013-0983-3